

# „Ein Liebes oder Leides“

Zu Mörikes Gedicht „Gebet“

GEORG LANGENHORST

Ein kleiner, bescheidener Text liegt vor uns, neun Zeilen, immer wieder gern aufgenommen in fromme Gebetbücher. Leserinnen und Leser mögen es kennen aus dem Evangelischen Gesangbuch als Zwischentext in der Rubrik „Angst und Vertrauen“ (beispielsweise im Regionalteil Bayern/Thüringen, 715). Eduard Mörikes „Gebet“, ein Kleinod der Verbindung von Poesie und Frömmigkeit, „passgenau“ eingefügt zwischen: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ (Georg Neumark) und „Warum sollt ich mich denn grämen“ (Paul Gerhardt). Generationen von Deutern haben das Gedicht gelesen als erbauliches Zeugnis biedermeierlicher Genügsamkeit, Demut und bedingungsloser Gottergebenheit. Erst ein zweiter Blick lässt ahnen, welche Erfahrungen wirklich in diesem Text verdichtet sind, welche Spiritualität aus ihm spricht.

Gebet  
 Herr! schicke, was du willst,  
 Ein Liebes oder Leides;  
 Ich bin vergnügt, dass beides  
 Aus Deinen Händen quillt.  
 Wollest mit Freuden  
 Und wollest mit Leiden  
 Mich nicht überschütten!  
 Doch in der Mitten  
 Liegt holdes Bescheiden.<sup>1</sup>

Zunächst ist wichtig zu wissen: Das kleine, scheinbar so sanftmütige und einfache, elegant im Reim verschlungene Bittgedicht entstand in zwei Anläufen, die man dem Text auch anmerken kann. Der ältere Teil ist der Fünfzeiler, im Jahre 1832 verfasst von dem damals Achtundzwanzigjährigen. Erst fünfzehn Jahre später entsteht der Vierzeiler, den Mörike den älteren Versen voranstellt, um die beiden Teile dann 1847 unter dem nun gemeinsamen Titel „Gebet“ zu veröffentlichen. Bei genauem Hinsehen unterscheidet sich denn auch der Grundton der beiden Gedichtteile, auch wenn sie beide in der Tradition des Bittgebetes verfasst sind.

<sup>1</sup> In: Eduard Mörike: Gedichte in einem Band, hg. von Bernhard Zeller, Frankfurt/Main und Leipzig 2001, 164.

Im älteren Teil herrscht eher Resignation vor: Der an Gott gerichtete Gebetswunsch, sowohl von übermäßigen Freuden als auch von übermäßigen Leiden verschont zu bleiben, trägt einen Ton von „Fatalismus“ – wie dies Peter Härtling einmal deutete: Bei der in „holdem Bescheiden“ angestrebten „Mitte“ gehe es dem ruhelosen, zwanghaft und heimatlos umhergetriebenen Endzwanziger Mörrike um einen „Ruhepunkt auf der nicht enden wollenden Flucht“<sup>2</sup> vor den nicht zu erfüllenden Ansprüchen seines Lebens.

Der in Ludwigsburg geborene Mörrike hatte sich nur widerwillig der theologischen Laufbahn verschrieben. Nach dem Examen 1826 trieb ihn seine langjährige Vikariatszeit in zahllose, bald schon wieder verlassene schwäbische Kleingemeinden. Den Beruf empfand er stets als Belastung. Der Alternativplan, als Schriftsteller zu leben, scheiterte. Als er 1834 zum Pfarrer von Cleversulzbach bei Heilbronn ernannt wird, steigern sich die Zerrissenheitsgefühle zwischen der Berufung zum Dichter und dem Beruf als Pfarrer. 1843 lässt er sich auf eigenen Wunsch im Alter von nur 39 Jahren frühpensionieren, um fortan weiterhin ruhelos und mit widerwillig ausgeführten gelegentlichen Beschäftigungen als Lehrer und Dozent mehr schlecht als recht sein Auskommen zu finden. Eine 1851 eingegangene Ehe mit der Katholikin Gretchen von Speeth gab ihm nicht den erhofften Halt, scheitert wie viele andere Beziehungen dieses rast- und heimatlosen Dichters, der schließlich 1875 in Stuttgart stirbt. Wer mit Mörrike also Biedermeier im Sinne von „Glücklich trautes Heim“ verbindet, missversteht das Lebensgefühl im 19. Jahrhundert, das sich in den Erzählungen, Romanen, Balladen und Gedichten Mörrikes spiegelt. Nicht von kleinbürgerlicher Idylle, nicht von freiwillig erbetener Mittelmäßigkeit spricht der Fünfzeiler, sondern von der Zerrissenheit dieses Lebens. Ausruhen zu dürfen jenseits der überfordernden Schwankungen zwischen Lust und Last – das allein erbittet der Beter dieses älteren Textteils: besser Verschonung von beidem als das beständige Ausgeliefertsein an Extreme.

Anders, gelassener wirkt die Stimmung im späteren Vierzeiler: Nur hier wird Gott als Adressat des lyrischen Gebets direkt angeredet. Doch nicht um eine „Mitte“ geht es hier, sondern nun tatsächlich darum, beides – „Liebes und Leiden“ – anzunehmen, eben deshalb, weil beides von Gott stammt. Und weil es aus Gottes „Händen quillt“, nimmt der Sprecher es „vergnügt“ an. „Vergnügt“ ist dabei sicherlich nicht im heutigen Sinne einer oberflächlichen Heiterkeit und Leichtigkeit zu verstehen, sondern eher im Sinne von innerlich zustimmender ‚Genügsamkeit‘. Mörrike fügt sich hier ganz unter das spirituelle Muster des Gethsemane-Gebets Jesu: „Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht, was ich will, sondern was du willst!“ (Mk 14,36) Der Mensch hat – so die Grundhaltung dieser Spiritualität – alles

<sup>2</sup> Peter Härtling: Der Pfarrer Mörrike, in: Walter Jens/Hans Küng/Karl-Josef Kuschel (Hg.): *Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs*, München 1986, 17-23, hier: 23.

von Gott zu nehmen, wie es kommt. Zwar darf er im Gebet seine Bitte vortragen, diese Bitte soll aber im Gestus der Unterordnung unter den göttlichen Willen enden. Ja mehr noch, und über das Gethsemane-Gebet hinausgehend: Als Gabe Gottes soll der Mensch sein Schicksal – so oder so – fröhlich und vor allem klaglos tragen. Wo also hier ein vergnügt-genügsames Ertragen des von Gott so oder so geschenkten Lebens zur Grundaussage des Textes wird, wirkt der zweite Gedichtteil wie die Bitte um Verschonung vor solchen Erfahrungen.

Letztlich löst das Gedicht diese Spannung nicht auf. Zwei Haltungen der Beziehung Mensch – Gott bleiben nebeneinander stehen, weil sie in unterschiedlichen Lebenslagen ihren jeweils gültigen Platz finden. Diese Spannung macht den kleinen Text zu bleibend gültiger Literatur.

### **Zum Weiterlesen:**

Lahnstein, Peter: Eduard Mörike. Leben und Milieu eines Dichters, München 1986

Langenhorst, Georg: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003